



Illustriertes Unterhaltungsblatt

# Grete Füllinger

Roman von Alfred Volz

(Fortsetzung)

**S**ie beschloffen, bald Hochzeit zu machen, des Trauerjahres wegen im stillen. — Beim Abendläuten verließ Theobald das Spenglerhaus. Zuerst hatte er vor, in der „Krone“ ein Schöppllein zu trinken, dann besann er sich anders, schritt an der Post vorüber und schlug, der sanft ansteigenden Kreisstraße folgend, die Richtung nach dem Altenburgstopf ein. Im Wessengrund rauschte der Bach. Die fernen Höhen waren von welchem Rebel umspinnen. Am Himmel flimmerten die ersten Sterne. Theobald achtete nicht der Sommernachtspracht. Er sah die Augen der Grete auf sich gerichtet, war stolz, das Staatsmädchen gewonnen zu haben. Er dachte an die Zeit zurück, da sie als Kinder zusammen gespielt hatten. Ein Sommerabend vor dem Schloß. Buben und Mädchen bildeten einen Kreis und hüpfen um eine Spielgefährtin herum. Das war Grete Füllinger. Die sprang auf einen Jungen zu und wählte ihn zum Mann. Der Glückliche war Ludwig Ibold. Das Pärchen tanzte, und die andern sangen:

„Wenn die Zwei zum Tanze gehn,  
Müssen wir hier Schidwacht sehn.“

Zwa, zwad Schätzlein,

Morgen soll die Hochzeit sein!“

Der Reiz guckte Theobald aus den Augen heraus. Als Schulbub lief er der Grete nach. Sie war immer wundernett gekleidet und trug das Näschchen ziemlich hoch. Einmal in den Haingärten hatte sie ihn zur Rede gestellt: „Warum gehst Du mir nach?“ „Ich kann gehen, wo ich will!“ hatte er trotzig geantwortet. „Du siehst so schmutzig aus,“ fertigte sie ihn ab, „wenn man Dich an die Wand wirft, bleibst Du kleben.“ Er merkte sich das, überwand seine Wassersehn und begann auf seine kühnere Erscheinung mehr Wert zu legen. Während seiner Gesellenzeit beim Meister Rißmann bediente er die Grete zuweilen im Baden. Was sie von Wurst, Speck oder Schmatz verlangte, händigte er ihr mit Uobergewicht ein, womit er ihr seine Neigung bezeigen wollte. Er kam, die Wolle auf der Schulter, ins Spenglerhaus. Die Grete war nicht mehr spitzig, war freundlich

wie ein Mailäulein. Sein Mut wuchs, und er versäumte keine Gelegenheit, sich bei ihr in Gunst zu setzen. Jenesmal war er in allerlei Händel verwickelt, die er nicht vom Zaun gebrochen hatte. Ein paar Fittche hatte er zerwamst und mit blutigen Nasen heimgeschickt. In der Stadt wurde er verkehert. Die Menschen sprachen vom Bösen lieber wie vom Guten. Gewiß, er war ein Kampfhahn, ein Haberecht, allein es stand auch manches in seinem Register, das ihm als Guttat angerechnet werden konnte. Es geschah, daß der Turnverein auf dem Altenburgstopf ein Schauturnen veranstaltete. Er zeichnete sich dabei aus und erntete viel Beifall. Die halbe Stadt war heraufgeströmt. Nach der Arbeit erhielt das Vergnügen sein Recht. Es wurde gelangt. Er bat die Grete Füllinger um den ersten Walzer. Sie schlug's ihm mit den Worten ab: „Ich hab Kopfschmerzen, ich mag heut nicht tanzen!“ Eine kleine Weile danach holte sie der Ludwig Ibold, und sie flog wie ein Wirbelwind mit ihm herum.

Der Schneider Rabenau, der Schiefhals, mederte: „Nach Dir kein Herzbrechen. Theobald, das Blümchen blüht nicht für Dich. Ist's die nicht, ist's eine andere!“ Eine wilde Wut flammte in ihm auf. Er rannte in den Wald und riß ein paar junge Bäume aus. Danach kehrte er zu seiner Kameradschaft zurück. Vier Wochen später ging er in die Fremde. Die Zeit legte vieles bei. Sein Zorn gegen die Grete war verraucht. Kaum, daß er wieder nach der Heimat Dampf gegeben und eben hier wohnen geworden war, trug man ihm zu, Ludwig Ibold, der Windbeutel, habe die Grete im Stich gelassen. Seltsam hatte sich das Blatt gewendet, er hatte das Blümchen nun doch gepflückt. Indessen machte er sich nichts vor. Der Zufall war ihm zu Hilfe gekommen. Mutterseelenallein, konnte die Grete einen Mann wohl brauchen. Und da war er just der Rechte. Rog Donner! Die Kraft schoß ihm aus allen Poren. Er konnte sein Wort und seinen Willen.

Unter solchen Gedanken hatte er den Altenburgstopf erklimmen. Aus dem Städtchen blühten die Lichter heraus.

Kingsum rieselten und raunten die Quellen. Der Mond stieg empor, überglänzte das Tal und tauchte die Höhen in bläuliches Licht.

Gegen Mitternacht trat Gonder den Altkweg an. In der „Krone“ war das Gastzimmer noch erleuchtet. Ein paar Spießer lärmten, als hätten sie ihre Kehle eine Meile weit offen. Der junge Metzgermeister kam als später Gast hinzu. Ohne den Spektakel zu beachten, ließ er sich stillvergnügt seinen Nachtrunk schmecken.

In der Dittmarschen Großbuchbinderel zu Stuttgart hatte Ludwig Ibold eine schwierige Arbeit, bei der ihm vollkommen freie Hand gelassen worden war, glücklich vollendet. Lodmilde legte er sich nach dem Abendbrot nieder. Wie er die Augen schloß, spürte er einen Druck auf der Brust, und es war ihm, als würde sein Kopf gehämmert. Erst nach Mitternacht schlief er ein. Aber es war kein erquickender Schlummer, den er genoss. Unruhig wälzte er sich hin und her.

Ihm träumte, er räumte dabei in der Werkstatt auf und warf die häßlichen Buntpapiere und Kalikos zum Fenster hinaus. Sein Vater schrie wie besessen, seine Mutter lag mit dem Gesicht auf dem Boden und weinte. Mit einem Male stand er vor dem Gutleuthaus der barmherzigen Schwestern zu Gmünd. Der steinerne Binzenz war lebendig geworden und rief ihm zu:

„Halt Dich rein,

Getreu es mein,

Wiltu wehrt gehalten sein!“

Hinter ihm sicherte wer. Er drehte sich um und erblickte ein graues Männlein mit langem, straff niederhängendem Haar. Das sprach: „Komm mit, guter Freund!“ Er ging mit. Im Nu waren sie vor der Bindenanstalt. Die Tür öffnete sich von selbst, aber nur ein wenig. Durch den Spalt schlüpfen sie hinein. Das Männlein warf ihm einen Mantel über, dessen Kapuze den Kopf bedeckte, und sagte: „Niemand kann Dich jetzt sehen!“ Selnen kleinen Begleiter zurücklassend, schritt Ludwig rechterleits über einen geräumigen Flur und befand sich gleich darauf in einem grün tapezierten Saal, der sein Licht von oben empfing.

Hier sahen blinde Männer, Jünglinge und Knaben, fünfzig oder sechzig an der Zahl, und waren mit der Anfertigung von Blei- und Wachsarbeiten beschäftigt. Vor dem Pflasterweg stand der Werklehrer Stiehl und sagte: „Das ist der vierte Stuhl, den Sie beziehen. Sie machen Ihre Sache wirklich gut!“ Eberle erhob sich und sprach: „Herr Werklehrer, daß mir die Arbeit so von der Hand geht, darüber wundere ich mich nicht. In mir ist's Sonnenhell. Ich hab' eine Frau, die treu und anhänglich ist und hab' ein Töchterle, goldig!“ Ein alter Mann, der seine Geige herbei, spielte einen Choral, und alle sangen. Ludwig liefen die Tränen über die Backen. Er legte den Mantel ab und rief: „Eberle, Du hast ein nichtsnutzig Weib, sie betrügt Dich mit mir!“ Eberle preßte die Fäuste in die eingesunkenen Augen und brach unter lautem Geschrei zusammen. Da warf sich der Werklehrer Stiehl auf Ibold, kriegte ihn an der Kehle, daß er zu ersticken vermeinte. Ludwig erwachte, sprang aus dem Bett und zog sich an. Vor Tagesanbruch verließ er das Haus. Eine Zeitlang schlenderte er in den Straßen umher, dann stieg er zur Höhe des Hasenbergs hinauf. Drogenfächelle ein frisches Lüftchen ihm die heiße Stirn. Zu seinen Füßen sah er die Schwabenhauptstadt im jungen Licht, mitteninne kunstvoll angelegte Gärten, von alten Kastanlenbäumen überragt. Ueber den Rahmen des Stadtbilds hinaus ruhte der Blick auf Nebengehängen und dunklen Wäldern. Fernab blauten die Berge der Alb.

Als Ludwig im Badischen schaffte, war über die Schwaben oft gewißt worden. „Sie haben kein Herz, hieß es, aber zwei Maagen, denken nur an Knöpfe und Brätte und stuchen, als wollten sie dem Teufel zur Messe läuten!“ Bis zu dem Tag, da er in die Hauptgatterstraße gezogen war, hatte er sich in Stuttgart sehr wohlgeföhlt. Die Schwaben waren helle Köpfe, wußten, wo die Häute hingen und wie sie's anzugreifen hatten. daß sie im Wirrwal der Welt bestanden.

Vielleicht war's das letzte Mal, daß er sich hier oben an der Aussicht auf das stolze Stuttgart ergöhnte. Es war sein festester Entschluß, das schandvolle Band, das ihn hielt, zu zerreißen, er wollte heim.

Er ließ sich auf einer Bank nieder, zog einen Brief aus der Tasche, den er gestern von seinem Freund Eberle aus der Blindenanstalt in Gmünd erhalten hatte und las ihn.

Ibold steckte den Brief wieder in die Tasche und schaute nachdenklich vor sich hin. Sein Freund hatte ihm aus treuem Herzen geschrieben und verdiente eine offene, ehrliche Antwort. Konnte er die geben? Er konnte hundert Gründe anführen, weshalb er Stuttgart den Rücken lehrte, den triftigsten mußte er verschweigen. Lügenspiel! In der Heimat tat sich ein neues Leben für ihn auf. Der Grete würde er freiheraus sagen, was ihn in die Krümme gebracht. Nur so konnte er wieder ihr Vertrauen gewinnen. Wie hatte seine Mutter geschrieben? „Wer soviel Menschenliebe in sich trägt wie die Grete, kann etwas verzeihen!“

Er brach auf und nahm den kürzesten Weg in die Stadt. In den Straßen war es trotz der frühen Morgenstunde schon ledewarm. Er atmete auf, als er in seinen fahlen Arbeitsraum kam.

Während der Frühstückspause begab er

sich in das Privatkontor des Prinzipals und bat diesen um seine Entlassung.

„Warum wollen Sie gehen?“ fragte Herr Dittmar mit einem prüfenden Blick. Dem Blick ausweichend, wie jemand, der etwas im Hintertüchlein hat, erwiderte Ibold:

„Ich hab' Nachrichten bekommen, ich bin nötig zu Haus,“ und setzte hinzu: „Dürft ich stelletich morgen schon fahren?“

Der Prinzipal zog die Brauen hoch.

„Preßiert's denn so?“

„Jawohl!“

„Da stimmt etwas nicht,“ dachte Herr Dittmar. „Behält er's für sich, wird er wissen, warum.“

„Ich war zufrieden mit Ihnen,“ sagte er, „und lasse Sie ungerne gehen. Ich lege Ihnen natürlich nichts in den Weg. Sie können sich hernach Ihre Papiere holen.“

Der Gesell richtete sich auf und schlug die Hände ineinander.

„Ich möcht dem Herrn Dittmar auch vielmals danken! Hier sind mir die Augen ausgegangen. Freilich, je mehr man lernt, desto weiter möcht man kommen. Ich muß mir daheim nun selber helfen.“

„Ich bemühe mich, meine Leute zu einem guten Geschmaad zu erziehen,“ sagte der Prinzipal leutselig. „Der Buchbinder soll ein Gefühl dafür haben, was schön und was unschön ist. Sie haben's. Trotz der Maschinen — davon bin ich überzeugt — wird sich die Handarbeit in der Buchbinderei behaupten. Und wer den kunstgewerblichen Geist im Buchbinderhandwerk pflegt, trägt dazu bei, es zu heben. Vergessen Sie das nie, wenn Sie Meister sind!“

Er reichte dem Gesellen zum Abschied die Hand.

Nachmittags begann Ludwig in seiner Stube zu packen.

Das Kiste öffnete herein und fragte:

„Was machst du dann da?“

„Ich will verreisen, Weißköpfechen,“ antwortete der Gesell.

„Wohin willst du verreisen?“

„Nach Haus.“

„Und wann kommst du wieder?“

„Das kann ich heut noch nicht sagen.“

„Wann Du net da bist, wer soll mich dann hoxzeln?“

„Dein Vater, Kiste. Er hat mir geschrieben, er kommt.“

„Und wer soll Bittschebatsche mit mir mache?“

„Deine Mutter.“

„Und wer soll mir Geschichtle verzähle?“

„Dein Vater.“

„Weil Vater hat mir nie Geschichtle verzählt, I bitt Di, bleib da!“

„Kiste, ich muß heim!“

Die Kiste verzog das Mäntchen zum Weinen und tief hinaus.

Gleich darauf erschien Frau Eberle, ältternd vor Jörn.

„Hach! Dei Wasch' nachgezählt?“

„Ja.“

„Stimmt's?“

„Ja.“

„Deht geht's affo fort?“

„Ja.“

Indes er eifrig weiterpackte, fuhr sie los:

„I psu di ant Gell, 's isch Dir z'viel, mir ordentlich Antwort zu gewone? Muscht Dir net einbilde, daß I bittermülig wär. O neil! Um so'n Pflaumsch macht sich lei Frau, die was auf sich hält, Gramanze. I dank Gott, wann Du den Tempel drauß

bischt. A Mann soll a Mann sein. Was bischt Du? Net Fisch und net Fleisch. I denk als. Dei Gänse daheim glaubt wunder was an Dir zu kriegen. Was kriegt's? A Gagg, a Wetterhahn. Des wollt I Dir bloß noch sagel!“

Sie drehte sich auf dem Absatz herum und ging.

Zugleich mit dem Dienstmann, der gegen Abend des Gesellen Habselegkeiten zur Bahn schaffen sollte, trat ein Postbote in die Stube und brachte ein Telegramm. Es lautete:

„Vater schwer erkrankt. Komme sofort zurück. Mutter.“

Eine Stunde später stieg Ludwig in den Zug, der ihn der Heimat entgegenführte. Obwohl er von Ludwigsburg an mit nur einem Fahrpaß das Kupes teilte und Gelegenheit gehabt hätte, sich auszustrecken, blieb er in seiner Ecke sitzen und schaute bekommen in die Nacht hinaus. Es war sein rebellischer Wille, instinktiv dem Vater gegenüber sich voröhnlich zu zeigen und mancherlei wieder gutzumachen, dessen er sich schuldig fühlte. Die Fremde hatte etwas Tüchtiges aus ihm gemacht, daran war nicht zu rütteln, immerhin hatte er in letzter Zeit, wenn ihm die Erinnerung an vergangene Tage Gesellschaft leistete, über vieles anders denken gelernt. Er war sich der Fertigkeit in seinem Handwerk bewußt, brauchte für sein Können freie Bahn, aber er baute doch auf dem Grund weiter, den der Vater für ihn gelegt. Worum galt es denn in allem Gewerk? Das Beste zu suchen und nutzbar zu machen. Darin konnten zwei Menschen mit klaren Sinnen wohl einmütig sein. Man mochte über die Geschäftsgrundsätze seines Vaters denken, wie man wollte, sein Biederstinn und seine Charakterfestigkeit nötigten einem Achtung ab. Der Vater hatte seine Jugend behütet, hatte sich für ihn abgemüht. Er aber als Storrekopf, der nie sein liebes Ich vergaß, hatte immer getan, alsänge die Welt bei ihm erst an. Mit seinem realhobersischen Wesen hatte er die Sohnespflicht oft verletzt. Um des Neben Friedens willen mußte er sich etwas gefallen lassen. „Vater,“ hatte er sich vorgenommen zu sprechen, „ich weiß, was ich Dir schuldig bin. Das Unsähtliche hab ich draußen gelassen. Du hast Dein Teil in Ehren geschafft, ich möcht Dir jetzt helfen. Ich mein, wir sollten uns das Leben nicht schwerer, wir sollten's uns leichter und schöner machen!“ So zu sprechen war sein Vorfaß gewesen. Nun hatte ihn die Hubspost überrascht. Der Gedanke ließ ihn nicht los, daß er den Vater nicht mehr am Leben traf.

Der Reisegesährte, ein junger Mensch, dessen Füge das Gepräge eines Südbänders trugen, lag auf seiner Bank und schnarchte.

Es war zum Ersticken heiß. Ludwig öffnete ein Fenster. Die Nacht sah mit tohlschwarzen Augen herein und wisperte:

„Mir schwant nichts Gutes!“

Dem Gesellen war das Herz bedrückt, als ob ein Mühlstein darauf läge.

Als er am anderen Morgen die Schwelle des elterlichen Hauses betrat, kam ihm seine Mutter in Tränen zerfließend entgegen. Den Vater hatte in der Werkstatt der Schlag gerührt. Er hatte das Bewußtsein verloren und bis jetzt nicht wiedererlangt. Der Arzt hatte so gut wie nichts verordnet. Er meinte, man müsse

alles der Natur überlassen. Ludwig nahm seinen Platz am Bett des Vaters und lauschte auf des reglos Dastehenden Atemzüge, die schwächer, immer schwächer wurden. Wie die Nacht über die Firne kam, ging der Buchbinder still hinüber.

In den nächsten Tagen und Wochen ging Ludwig Ibold traurig und entmutigt umher. Beim Begräbnis seines Vaters hatte er unter den Leidtragenden Theobald Sonder, den jungen Regiermeister, an dessen Seite Grete Füllinger, bemerkt. Er erfuhr, die beiden seien aufgebahrt, doch schien es, als würde er wenig oder gar nicht davon berührt. Das Notwendigste zu tun, kostete ihn Ueberwindung. Die Spannkraft seines Wesens, so mußte man glauben war gebrochen.

Frau Ibold, von Angst und Sorge erfüllt, setzte das eigene Leid hinten und breitete vor dem Sohn den ganzen Reichtum ihrer mütterlichen Liebe aus. Mit seinem Gefühl vermied sie es, von Grete Füllinger zu sprechen. Ihr Sinnen und Trachten war, die Schatten zu bannen, die Ludwigs Gemüt verdüsterten.

Sie redete wie aus einem Buch heraus. Wo war die Familie, die sagen konnte: „Bei uns ist alles glatt und klar!“ Rauch zog durch das feinste Haus. In jedem Menschen war Dunkles und Helles. Freilich durfte man nicht ruhen, bis das Helle zum Durchbruch kam. Hatte einer gefehlt, brauchte er nicht zu verzweifeln. Die Hauptsache war, in sich Ordnung schaffen, auf die Brust schlagen und sprechen: „Ach tue meine Pflicht!“ Das war die beste Neumittelbarkeit. Nun gar einer wie der Ludwig, in seinem Handwerk gewandt und gewiß. Dem war vor vielen der Weg gebahnt.

Nichts ließ Frau Ibold unversucht, ihren Sohn aus seiner Stumpfheit aufzurütteln. Ständig lag sie ihm an, daß er sich um sein Geschäft bemühe.

Der Heimgekehrte gab nach. Wer sonst in der Welt bewies ihm so viel Selbstlosigkeit wie die Mutter? Ihre Treue war grenzenlos ihre Liebe alterte nicht. Wenn ihn alle verließen, bei ihr würde er immer Zukunft finden. Nicht, daß er sich leht in Dankesmörten ergießen wollte, er wollte handeln, wollte die Zeit benutzen. Die Mutter sollte ihn nicht ratlos und schwach, sollte ihn stark und arbeitsfroh sehen.

Er enthielt ihr seine Zukunftspläne. Nach vielen Jahren des Wlederaangs und der Verfrachtung hatte das Buchbindergerberde einen völligen Wandel erfahren. Leute von Geschmac, Künstler und Kunstfründe hatten sich zum Ziel gesetzt. Handwerk und Kunst miteinander zu verschmelzen. Der Buchbinder, wenn er so einsichtsvoll war, das Streben der Zeit zu erfassen, durfte es wagen, als Handwerker und auch als Künstler aufzutreten. Fortsetzung folgt

## Die Maximalisten der englischen Revolution

Von A. Conrady.

Die Rutsch- und Diktaturpolitiker der deutschen Revolution berufen sich gern, um für ihre Grausamkeiten zu etwas Hehliches wie eine wissenschaftliche Grundlage herzustellen, auf die geschichtliche Erfahrung früherer Revolutionen. Auch die englische Revolution des 17. Jahrhunderts ist heran-

gezogen worden, deren Gung vom Parlament durch Bürgerkrieg zur zweimalligen gewaltsamen Reinigung des Parlaments und „schließlich“ zu Cromwells Diktatur geführt habe. Diese Geschichtsklitterungen haben mit Ruhbarmachung der historischen Wahrheit für das politische Verständnis nichts zu schaffen. Wer aus der englischen Revolution Lehren ziehen will für den heutigen politischen Kampf, dem bietet sie gerade auch die historische Parallele einer rohkommunistischen Bewegung, die vom Parlamentarismus nichts wissen wollte, sondern, bloß auf eine Minderheit gestützt, mit bewaffneter Hand die Macht zu erlangen dachte, um im Handumdrehen eine neue Welt zu schaffen. Die diesen Bahn hatten, die Maximalisten der englischen Revolution, das waren die Leute der fünften Monarchie, und ihre Wirksamkeit im Verlauf der großen Umwälzung zu verfolgen, gibt einen Anhalt dafür, was bei ähnlicher Betätigung heute etwa herauskommen könnte.

Die fünfte Monarchie, die diese Leute wollten, das war das tausendjährige Reich, das nach dem jüdischen Propheten Daniel auf die vier geschichtlichen Weltreiche folgen sollte. Die Erwartung des tausendjährigen Reichs war schon seit vorchristlichen Zeiten eine religiöse Einbildung kommunistischer Ideen gewesen und hatte diesen Charakter auch bei den englischen Männern der fünften Monarchie in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Zu der Zeit begann diese Richtung das Wesen einer politischen Partei anzunehmen. Die Ideenleime freilich reichten schon weiter zurück. Bereits in den 40er Jahren, als das Parlamentsheer seine entscheidenden Siege erröcht, waren in der Revolutionsarmee Leute zahlreich, die man als Wiedertäufer zu bezeichnen pflegte, deren Hauptidee aber der Glaube an baldige Kommen des Himmelreichs aus Erden war.

Zu dieser Zeit im Jahre 1649, erschien von Joseph Salmon, einem Mitgliede der Armee, gleichzeitig aber Anhänger der fünften Monarchie, ein Schriftchen, in dem das Erreichte als für einen radikalen Partei-gänger der Revolution ganz unbefriedigend dargestellt wird. Bloß die Form aber nicht die Gewalt der Monarchie sei verschwinden, und das Parlament sei nicht weniger absolut und tyrannisch. Im Frühjahr 1651 prophezeite ein anderer literarischer Vertreter der fünften Monarchie, Carn, „Des kleinen Hornes Gericht und Untergang“, d. h. den baldigen Anbruch des tausendjährigen Reiches. Er ist schon wesentlich positiver und auch bedrohlicher als Salmon, verkündet, daß der Wel und die mächtigen Leute im Bearrie seien, den „Heiligen“ — so nannten sich die Leute der fünften Monarchie gern — unterworfen zu werden, daß es rechtmäßig sei, Christen-Feinde mit dem materielle Schwerte zu bekämpfen, und daß die Heiligen hernach Reichthümer besitzen und mit Christo auf Erden herrschen sollten. Der Hauptfederheild der fünften Monarchie wurde dann im Jahre 1653, das für diese Richtung hochbedeutungsvoll wurde, John Rogers. In seinem „Saar“ erklärte er das Reich Christi auf Erden für nahe herbeigekommen. Die vierte Monarchie breche sich aufhebend zusammen und werde plötzlich ganz jürien und die Hacken in die Luft schlagen. Bis zum Jahre 1666 (hier liegt die mystische Zahl 666 auf der „Offenbarung“ auarunde) sollte die fünfte Monarchie in der ganzen Welt sichtbar sein, um in ungefähr vierzig Jahren allgemein obzuwalten. Diese Monarchie Christi wird das Volk von Sklaverei und Tyrannel befreien und die Geise Gottes an Stelle derer der Menschen aufrichten. Es müssen also alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen die auf die Eröderung Englands durch die Normannen zurückgehen, unverzüglich hinweggeräumt werden. Denn bis jetzt, in der vierten Monarchie, ist das Volk beraubt und ausgebeutet. Rogers erklärt also für

sein Werk und Wort zu sagen: Gedt wieder, und verlangt rundweg, daß die Gebote Gottes, wie sie in den mosaischen Gesetzen niedergelegt seien, in Kraft treten sollen. Mit diesen mosaischen Gesetzen ist insbesondere auch der jüdische Agrarkommunismus gemeint. Darum warnt der „Saar“ auch jedermann, Güter oder überhaupt Land zu kaufen, in Erwägung, daß es eine so tolle Wirtschaft auf der Welt werden würde. Die Gottes- und die Rechtsgelehrten bezeichnet Rogers als die größten Vagab der Nation. Von Obrigkeiten will er nichts wissen. Die höchste Gewalt soll in einer Körperschaft von Vertretern der freien Gemeinden der Gläubigen gehen, die alles nach dem Wort Gottes entscheiden soll.

Durch diese politische Grundidee von der Herrschaft der Heiligen oder in modernerer Ausdrucksweise von der Diktatur der Sozialrevolutionäre unterscheiden sich die Anhänger der fünften Monarchie nicht nur von den Gleichmachern oder Demokraten im allgemeinen, deren Verfassung Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts war, sondern auch von den wahren Gleichmachern Winstanleischer Richtung, die zwar als Kommunisten in wirtschaftspolitischer Beziehung sich vielfach mit den Anhängern des tausendjährigen Reichs berührten, aber gleich den übrigen Bevollers Volksherrschaft nach dem Mehrheitsprinzip wollten. Wenn die Leute der fünften Monarchie anfang dessen die Diktatur einer Minderheit anstrebten, so lag das eben daran, daß sie sich bewußt waren, aber nicht damit absahen wollten, ihr Ziel nicht durch allgemeine Volksabstimmung erreichen zu können. Denn das würde ihnen mitunter sehr fühlbar gemacht, daß die große Masse der Engländer nicht hinter ihnen stehe. Zum Beispiel wäre in den kritischen Tagen des April 1653 in einem Londoner Meeting ihrer Richtung, das unter freiem Himmel stattfand der Referent ums Haar von in großer Fohlt an die Sechstausend, erklärtenen Beamern geloncht worden. Die Tumultuanten bezeichneten ihn als Halunken und führten all ihr Glend auf keinesoleichen zurück. Dies Ding auch mit den Absichten der fünften Monarchie-Leute zusammen, eine bewaffnete Propaganda nach außen, zunächst gegen Holland, zu treiben und also den fürchtbaren Kriege gegen die niederländische Republik zu zween der Zeitrevolution fortzuführen, was nichts weniger als populär war. Aber freilich, davon konnte keine Rede sein, daß sie die große Masse hinter sich gehabt hätten. Das aber sollte kein Hindernis sein, und so eracht sich der Vorsoh, dem Volk ihren Willen aufzuwinnen, was den Demokraten natürlich als verrucht erschien.

Der solches vordachte, war einer der tapfersten Haudeen aus den Bürgerkriege, Thomas Harrison seinem Rang nach, wie übriens auch Ludlow, General in der Revolutionsarmee. Er war im Jahre 1653 der namhafteste unter den zahlreichen Anhängern der fünften Monarchie im Heere und sein persönlicher Einfluß auf den Oberbefehlshaber Cromwell von großer Bedeutung für den Gana der Dinge. Freilich war Cromwell weit davon entfernt, mit Harrison durch Dick und Dünn gehen zu wollen. Er nannte damals Harrison einen ehrenwerten Mann, der gute Absichten habe, besontra aber auch daß er aus Unachnd die Zeit des Herrn nicht abwarten wolle, und sprach die Besichtigung aus, daß er und alle christlichen Leute das noch bereuen würden, wenn sie ihn trieben. Cromwell sollte mit militärischer Macht das unpopulär gewordene Parlament, das von selbst nicht gehen wollte, auseinanderreiben — das war allgemeine Wunsch — und an die Stelle — das war die Spezialidee der fünften Monarchie — eine Körperschaft von Vertrauensmännern des revolutionären Lebens setzen. Den 20 April 1653 schritt Cromwell wirklich zur Auflösung des langen Parlaments. Es

zum zur Einsetzung eines provisorischen Staatsrats hauptsächlich von Militärs und weiter zur Einberufung der von Harrison geforderten Körperschaft. Aus der betreffenden Erklärung kann man ersehen, was Cromwell und seinesgleichen diesen Gedanken hauptsächlich gemacht hat: nicht die Absicht, bereit eine soziale Revolution herbeizuführen, sondern die Befürchtung, daß sofortige Volkswahlen ein bedenkliches Ergebnis liefern könnten. Wenn man zunächst eine Vertrauensmännerversammlung berufe, so lasse sich, wie es in der Erklärung heißt, die Hoffnung hegen, das Volk allmählich zum Verständnis seiner Interessen bei der Wahl künftiger Parlamente zu führen und der Regierung eine feste Grundlage zu verleihen, ohne daß die glorreiche Sache, für die gekämpft worden, Gefahr laufe oder betreffs ihrer Verteidigung eines stehenden Heeres bedürfe. In diesem Sinne sprach sich auch Cromwell persönlich aus.

Am 4. Juli 1653 trat die neue gesetzgebende Körperschaft, die in der Geschichte als kleines Parlament fortbildet, zusammen, und Cromwell hielt eine große Eröffnungsrede, an deren Schluß er die ganze Gewalt an die Versammlung abgab. Er betonte den festen Entschluß der Armee, das Schwert aller Autorität in bürgerlichen Angelegenheiten zu entkleiden und sie in solche Hände zu legen, die am meisten berufen seien, für das Wohl und Glück der Nation zu sorgen. Darum sei er an diesem Tage vor ihnen erschienen, um die höchste Autorität des Landes ihnen zu übertragen und sich und seine Kameraden für ihre Diener zu erklären. Sehr bemerkenswert ist in der Cromwellschen Rede der Vergleich, den er zieht zwischen diesen ernannten Vertrauensmännern und gewählten Volksvertretern. Wer könne sagen, wie bald Gott das Volk für solche reif machen möge. Er bezeichnet das als seinen heftigsten Wunsch und äußert das Verlangen, daß alle geeignet sein möchten, berufen zu werden. Es wüßte Herzensverlangen sein, jedermann dahin gebracht zu sehen, daß er sich zur Sache Jesu Christi bekenne. Er meint, daß die neue Körperschaft durch eine vollständige Politik auch die Möglichkeit werde herbeizuführen können, dem Volk die Wahl seiner Vertreter zu überlassen. Vorläufig allerdings ist nichts derartiges in Aussicht genommen. Vielmehr legt er am Schluß seiner Rede eine Urkunde nieder, wonach sie auf 15 Monate die höchste Gewalt innehaben sollen, um sie am Schluß dieser Zeit auf weitere 12 Monate einer von ihnen selbst ernannten neuen Versammlung zu übertragen, die ihrerseits wieder bestellbar sein soll. Nachfolger in der Regierung zu bestellen. Das sieht nicht nach baldiger Volkswahl aus, sondern nach Festhalten an dem System der Vertrauensmännerkörperschaften. Auch sonst sprach Cromwell in seiner Rede vieles aus, was für die Gläubigen des tausendjährigen Reichs Ruß in ihren Ohren gewesen sein muß. Er trug kein Bedenken, die Hoffnung zu äußern, daß dies die Türe sein möge, um die Dinge hereinzubringen, die Gott versprochen habe, die prophesiert worden seien, die zu erwarten er seinem Volk ins Herz gepflanzt habe. Gott sei in den Erolnissen der letzten Zeiten mit ihnen gewesen und zeige sich auch jetzt in diesen bürgerlichen Gewalten und Autoritäten. Das seien keine schlechten Vorboten des Gottes, auf den sie warteten, und so denke er in der Tat, daß etwas vor der Türe sei, daß man auf der Schwelle sehe. Kurz gesagt: der General findet das Himmelreich nahe. Das Haus, das übrigens am 6. den Namen eines Parlaments annahm, faumte nicht, seine erste Kundgebung auf die gleiche Tonart zu stimmen. Es sprach die

Hoffnung aus, zu einem Werkzeug zu werden, um alle drückenden Fische zu zerbrechen und alle Bürden zu entfernen, damit auch die Armen und Bedürftigen gesamt werden. Dies liest man in einer Proklamation, die an alles Volk des Herrn gerichtet ist, und zwar nicht nur in England, sondern auch in den Nachbarländern. In Wirklichkeit besaßen die Parteigänger der fünften Monarchie nicht die Mehrheit im Kleinen Parlament. Vielmehr waren die Mehrheitsverhältnisse derart, daß die konservativeren und die radikalere Elemente sich ungefähr das Gleichgewicht hielten. Inmitten der streitenden Geesense befand sich noch eine Gruppe von Mitgliedern, die sich zu keiner Partei rechneten, wie z. B. der Sprecher Rouse, der einmal von sich selbst sagt, daß er keiner Partei, sondern nur der Wahrheit und dem Frieden dienen wolle. Doch hatte die radikalere Richtung gewöhnlich eine kleine Mehrheit auf ihrer Seite, und die Seele unter den Radikalen waren die Anhänger der fünften Monarchie mit Harrison an der Spitze. Auf wieviel Stimmen Harrison etwa rechnen konnte, zeit eine Abstimmung vom 1. November 1653, die ihn persönlich betraf. An diesem Tage wurde der Staatsrat neu gewählt. 113 Mitglieder waren anwesend und stimmten. Nun wurde Oliver Cromwell mit sämtlichen 113 Stimmen gewählt, wogegen Harrison deren 58 erhielt, d. h. eine über die absolute Mehrheit. So fand denn auch die folgenschwerste Abstimmung des Kleinen Parlaments, die über die Rechten, mit einem Stimmenverhältnis von 56 radikalere gegen 54 gemäßigte Stimmen statt. Im unmittelbaren Anschluß daran fand der umfassende Versuch des Kleinen Parlaments radikale Reformen durchzuführen, ein plötzliches Ende hauptsächlich auf den Gebieten des Finanzwesens, des Strafrechts und -vollzugs, des bürgerlichen Rechts und der Kirchenpolitik hatte sich die Versammlung betätigt und überall versucht, dem englischen Volk Erleichterung und Verbesserung zu schaffen, sich dabei aber äußerst einflussreiche Gegner gemacht: durch das Streben nach Gesetzes- und Prozeßreform an den Juristen, durch die Schritte in der Richtung auf die Trennung von Kirche und Staat an der Geistlichkeit, durch die Absicht, die Zehnten und den Patronat abzuschaffen, an dem ganzen Großgrundbesitz. Diese Kreise setzten nun alle Hebel in Bewegung, um das kleine Parlament bei der Waise in Verrück zu bringen; und es gelang dies, indem man das Parlament mit den Bestrebungen der Fünften-Monarchie-Leute identifizierte, auf einen Schlag eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten und an Stelle von Freiheit und Eigentum die Diktatur der Heiligen und das mosaische Gesetz zu proklamieren.

Dies verlangte damals — November 1653 — schwarz auf weiß der schon bekannte Rogers im „Sagitt“, worin auch gesagt war, wenn die, welche an der Macht seien, die Bestimmung in Gang zu setzen verweigerten, so solle die Befreiung doch kommen: „Aber wehe euch, als dem Schweiß der vierten Monarchie, die noch nicht aus der Herrschaft ist; denn Gott hat euch mit der Ehre verflucht und betraut, die sonst andere in wenigen Jahren von euch nehmen sollen.“ Noch heftiger wurde im gleichen Sinne geredet, in den Versammlungen der Anhänger des tausendjährigen Reichs, die regelmäßig in Blackfriars stattfanden. Dort sprachen besonders die beiden Wiederertünderprediger Feake und Romell höchst revolutionär. Sie forderten auch die bewaffnete Propaganda nach außen, insbesondere nachdrückliche Fortsetzung des Krieges gegen die Niederlande, die zu einem Bandungsplatz für die Heiligen bestimmt seien, von wannen sie aus-

gehen sollten, um die Mure von Babylon von ihrem Thron zu stoßen und das Königreich Christi auf dem Festlande zu errichten. Das Eintreten für Krieg bis aufs Messer gegen Holland, der übrigens auch die Parole des Kleinen Parlaments war, eignete sich nun sehr wenig dafür, den Heiligen die Sympathien der breiten Masse zu schaffen, die von Opfern an Gut und Blut übergenug hatte. Doch in London die öffentliche Meinung überhaupt den Männern der fünften Monarchie nicht hold sei, zeigte sich Mitte Oktober 1653 aufs deutlichste gelegentlich einer Versammlung, die sie in St. Pauls abhielten. Da brach auf einmal ein Haufe von Zehringern mit den feindlichsten Absichten herein und wurde nur durch das Eingreifen der städtischen Behörden abgewehrt. Diese Kundgebung kam von demokratischer Seite. Neuester bemerkenswert ist nun, daß die Demokraten dem Kleinen Parlament wegen des politischen Gedankens, auf dem es beruhe, ganz abhold waren. Dies bekundete sich gelegentlich des Hochverratsprozesses, der im August 1653 gegen den berühmten Demokratenführer John Lilburne geführt wurde. Da legte eine Deputation der Londoner Zehrlinge dem Parlament eine Petition zugunsten Lilburnes vor, worin ihm vorgehalten wurde, daß es der Wahl durch das Volk entbehre und diesem Mangel nur abhelfen könne, indem es dem Unterdrückten Gerechtigkeit zuteil werden lasse. Sonst müsse ihnen gesagt werden, daß sie gar kein Parlament seien. Die Antwort des Parlaments bestand darin, daß es die Abordnung gefangensetzte und dem Prozeß freien Lauf ließ. Er ging unter lebhaftesten Sympathiebekundungen großer Massen für Lilburne vor sich und endigte mit seiner Freisprechung. Trotzdem hielt das Parlament Lilburne gefangen. Die Demokraten verteilten darauf im September ein Flugblatt, worin sie Cromwell für einen Verräter erklärten, weil er das Volk nicht zur Wahl berufen habe, und ihrerseits das Volk aufriefen, auf Grund allgemeinen Wahlrechts ein wahres Parlament zu wählen.

Kurz, die Lage hatte sich im Laufe des Herbstes so gestaltet, daß das Parlament sich nur noch auf die Armee hätte stützen können. Dort war aber schließlich auch nur mehr der endere Parteianhang der Leute des tausendjährigen Reichs über. Unter den zahlreichen bloßen Berufssozialen hatte ihm der Verdacht geschadet, daß es die Armee aufzulösen, mindestens aber finanziell zu beschneiden gedenke. Die militärischen Kritiker aber, die nicht geradezu auf das tausendjährige Reich eingeschworen waren, machten sich die allgemeine Vorstellung zu eigen, daß das Parlament unter dem Einfluß der „Wiederertünder“ zur öffentlichen Gefahr werde. Insbesondere wurde auch Cromwell für diese Auffassung gewonnen und hatte im Dezember nichts mehr dagegen einzuwenden, wenn dem Kleinen Parlament ein Ende gemacht würde. Bloß wollte er selbst die Auflösung nicht vornehmen, und so wurde der Trick gebraucht, daß die Gemäßigten am 12. Dezember sich vor der gewöhnlichen Zeit einfanden und demnächst im Anschluß an Neben gegen die unisürzerischen Absichten der Radikalen sich in corpore zum General begaben, um ihm kundzutun, daß sie das Geschäft aufgeben möchten; Cromwell nahm diese Selbstauflösung auch an. Derweil toaten freilich die Radikalen in steigender Zahl, wurden aber von einer Abteilung Militär genötigt, den Sitzungssaal zu räumen. Es erlebten denn die Leute der fünften Monarchie die Enttäuschung, daß das materielle Schwert, mit dessen Hilfe sie zu herrschen gehofft hatten, sich gegen sie selbst wandte.